



Ernst machen!

Von Friedrich Stampfer.

Ein scheinbar recht unbedeutendes Erlebnis meiner Parteijugend hat sich meinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt. Seit ein Vierteljahrhundert ist es her, daß ich als Student in einen Kreis älterer Parteigenossen in Leipzig eintrat, wo über Fragen Sachsens, des Reiches und der Menschheit eifrig diskutiert wurde. Auf dem neuen Boden keineswegs sicher, vielmehr mich noch ganz als Lernender fühlend, hielt ich mit meinen Ansichten zurück und pflegte nur hin und wieder in die Unterhaltung eine Frage zu werfen, um mich so stufenweise auf der Leiter der Erkenntnis emporzuziehen. Eines Tages fiel ich aber dabei fürchterlich herunter. Wir hatten über Wahlausichten gesprochen und die Möglichkeit erörtert, es im Lande zur Majorität zu bringen — Sachsen war schon damals das rote Königreich — da wandte ich mich an die älteren Genossen mit der Frage: „Wenn heute oder morgen ein geschichtliches Ereignis uns die volle politische Macht in Sachsen verschaffte, wären wir dann imstande, aus eigener Kraft die Geschäfte des Landes weiterzuführen und seinen Übergang zum Sozialismus vorzubereiten?“

Die einzige Antwort, die ich erhielt, war ein einstimmiges Gelächter aller Anwesenden, so daß ich erschraf und glaubte, etwas fürchterlich Dummes gefragt zu haben. Ich habe dann sehr viel über diese Szene nachgedacht und ich muß, wie man sieht, noch heute darüber nachdenken. Ich bin aber noch immer nicht darauf gekommen, worin die Dummheit jener Frage bestand, über die sich die erfahrenen Genossen damals so sehr beäuseltigten.

In einer Schrift von Robert Wilbrandt über Karl Marx (B. G. Teubner 1918), die sonst eine begeisterte Huldigung für den großen Meister ist, lese ich den harten Satz: „Er ist schuld, wenn der heutigen Sozialdemokratie ein praktisches Programm des Sozialismus fehlt.“ Das scheint mir ungerecht, weil dabei die zeitliche Bedingtheit des Marx'schen Werkes übersehen wird, das uns nirgends verwehrt, von der Wirklichkeit der Gegenwart zur Wirklichkeit der Zukunft geistige Brücken zu schlagen, sobald die Zeit dafür reif geworden ist. Daß die Zeit dazu reif wurde, haben die Nachfolger und Schüler übersehen. Und noch im Jahre 1902 finden wir Karl Kautsky im Vorwort seines Schriftchens „Am Tage nach der sozialen Revolution“ davon überzeugt, „daß es nicht unsere Aufgabe ist, Rezepte für die Garfläche der Zukunft auszuspintrieren“. Noch scheint es — ein Jahr vor den Siegeswahlen von 1903 — sträflich unmarginalistisch, sich darüber Gedanken zu machen, wie es werden soll, wenn die Sache einmal ernst wird. Kautsky ist immerhin so weit gekommen, eine Darstellung des vermittellichen Laufs der Dinge (auf knappen 48 Seiten!) „für eine gute Denkleistung“ zu halten, glaubt sich aber immer noch gegen den Vorwurf des „Blanquismus“ geschichtlich rückblickend entschuldigen zu müssen:

„Als vor mehr als 10 Jahren die deutsche Sozialdemokratie ein neues Programm diskutierte, wurde vorgeschlagen, darin die Forderung von Maßregeln aufzunehmen, die den Übergang von der kapitalistischen zur sozialistischen Produktionsweise vermitteln sollten. Damals war ich unter denjenigen, die gegen die Aufnahme derartiger Forderungen austraten, weil ich es für falsch hielt, der Partei jetzt schon einen bestimmten Weg vorzuschreiben für ein Ereignis, das wir uns gar nicht vorstellen, von dem wir nur eine dunkle Ahnung haben können und das uns mit sehr viel Unverwartetem überraschen wird.“

Mittlerweile ist unter den Wetterstrichen des Weltkriegs in Rußland eine „Diktatur des Proletariats“ verkündet worden, die nun schon acht Monate währt. In England hat die Arbeiterpartei den bürgerlichen Parteien den Burgfrieden aufgegesot, was soviel bedeutet, daß sie bei den nächsten Wahlen den Kampf um die Mehrheit im Parlament und damit um die vollstetige Macht aufnehmen will. In Deutschland ist die Sozialdemokratie als die bei weitem stärkste Partei des Landes in den Krieg eingetreten, und nirgends sieht man Gedankenkräfte sich regen, die ihr den Vorrang bestreiten, ihr weiteres Wachstum verhindern könnten. Auch hier ist die Arbeiterklasse und mit ihr der Sozialismus als Parteigegebilde auf dem Wege zur Macht. Rußland aber, das wirtschaftlich rückständige, ist in diesem Augenblick voraus. Wegen Rückschläge bevorstehen, jedenfalls hat es sich dort zum erstenmal in der Weltgeschichte ereignet, daß ein großes Land von einer rein sozialistischen Regierung regiert wird, und zum erstenmal wird — unter den ungeheuersten Schwierigkeiten — die Anwendung sozialistischer Grundzüge auf die gesamte Gesetzgebung und Verwaltung versucht.

Heberflüssig fast zu sagen, daß uns die russischen Zustände, auch nach acht Monaten bolschewistischer Regierung, nicht als Paradies erscheinen, in das einzutreten uns drängt. Aber etwas anderes ist Rußland geworden, ein „Probierland der sozialen Revolution“ in weit höherer Maße, als Frankreich dies je gewesen ist. Und so wenden wir uns heute mit unsern Gedanken nach Rußland, nicht um kritiklos nachzugeben, sondern um zu lernen, ganz besonders auch, um aus den Fehlern zu lernen!

Wenn die bolschewistische Episode einmal vorüber sein wird, werden ihr die Flüche der Bourgeoisie nachdonnern. Noch ganz anders als die Kommune (Scherer's „Notas Quartal“) wird man sie zum Anloß nehmen, um aus ihrem Bild oder Zerbild ein Abschreckungsmittel gegen „sozialistische Verbrechen“ zu gewinnen. Der Sozialismus wird das überleben, wie er das Volkern über die Kommune überstanden hat, weil er für die ungeheure Mehrzahl der Menschheit nicht um ein Wollen, sondern auch ein Müßen ist. Wir müssen den harten Weg der Erfahrung gehen, der uns durch den beispiellosen Trümmerfall dieses

Hexengeflüster.

Und die gespenstlichen Schicksalsreiter
Auf den gelblichwarz getigerten Rossen
Mit den gierig geböhten Mästern,
Die von giftigen Gasen dampfen,
Sausen weiter, sausen weiter . . .

Dumpf die Hupe vorüberdampfen,
Und die Hezen des Schlachtfelds flüstern.
Blutübergossen,
Gertyppehager,
Lehnen zu Dritt sie am toten Tank,
Der angeschossen
Plump sich gewölzt und im Sumpf verjant,
Hungermager
Flüstern die Schwestern und Schicksalsjager:

„Welt totkrank!
Menschen lästern
Nach Nord, Nord, Nord,
Eisenhyäne,
Jermalnende Zähne!
Mord ist der Loob,
Wahnwitz der Meister
Ruchloser Geister —
Gold-Kapitäne
Scheitern:
Gott über Bord!“

Sinnlos Selu!
Im Mutterloch
Mild behütet —
Wild zerwüthet,
Mehergerlich,
Wuchs der Knabe zum Jungmann groß —
Marktverheerendes Menschheitslos!

Feld der Lüge,
Wahnesfeld,
Treu Hüge
Zeigt die Welt . . .
Recht verzerret,
Wort entstell —
Horcht, wie der Hölhund der Dämmerung heult!“

Tag erwacht
Fahl zur Schlacht,
Schauerlich flüstern die Schicksalsjäger
Und zerfliehen in Nacht und Graun.

Karl Gendell

Krieges, durch Rückschläge und blutige Enttäuschungen schließlich doch zu einer höheren Stufe der menschlichen Kultur emporführen wird.

Ein Stück dieses Weges, und nicht das unwichtigste, bildet das letzte Jahr russischen Erlebens. Die Geschichte des Sozialismus wird aus einer Geschichte der Doktrinen und Parteien zur Geschichte der großen Weltereignisse. Und wichtiger als das hundertbändige Generalkabswerk über den Weltkrieg wird für die Zukunft der Menschheit die kritische Darstellung des russischen Sozialistenregiments sein. Sie würde es selbst dann sein, wenn aus ihr nichts anderes zu lernen wäre, als wie es nicht gemacht werden darf. Denn — „gemacht“ werden muß es ja, denn es muß werden, und alles, was in der Geschichte wird, vollzieht sich durch das Medium des menschlichen Willens.

Mit diesen allgemeinen Betrachtungen soll auf die große Bedeutung der Erörterungen über Wert und Wesen der bolschewistischen Reformen hingewiesen werden, die sich im „Vorwärts“ und anderwärts entpinnen haben. Wir mühten nicht mit Leidenschaft begabte Pleasenden sein, wenn in diesen Erörterungen nicht idyller Anklage warme Verteidigung entgegenträte. Nur darüber müssen wir uns klar sein, daß in weltpolitischen Rücksichten sowie in parteitaktischen Anlehnungsbedürfnissen eine gefährliche Fehlerquelle der Beurteilung liegt. Heute sehen wir die deutsche Kapitalistenpresse aus weltpolitischen Gründen um die Erhaltung des Bolschewiki-Regiments ebenso besorgt, wie die Unabhängigen aus richtungstaktischen Gründen auf ihre Verherrlichung eingestellt. Das alles darf uns nicht irre machen, als Sozialisten müssen wir an die Kritik dieses großen Stückes der Geschichte des Sozialismus herantreten.

Neun Zehntel der deutschen Sozialdemokraten sind davon überzeugt, daß Rußland aus seinen sozialistischen Vorstadien in eine Ära des rückwärtslosen Kapitalismus zurückgeschleudert werden wird. Aber selbst in ihrem Artum und in ihrem Fall würde die soziale Revolution Rußlands eine unendlich wichtige Erfahrung bleiben, nicht nur für Rußland, sondern auch für uns und eine Mahnung, unsere geistige Bereitschaft auf den höchsten Stand zu heben. Weit hinter uns liegt jene Epoche, in der uns eine Zukunft sozialistischer Wirklichkeit etwa wie ein besseres Jenseits erschien und wir mit Feinst sagen durften: „Das Drüben soll mich wenig kümmern.“ Wir müssen uns mit dem Bewußtsein durchdringen, daß es ernst geworden ist und daß jeder kommende Tag uns zwingen kann zu zeigen, was wir können!

Im Herzen von Afrika.

Von Dr. Adolf Seilborn.

„Zur Feier der Vollendung meines achtzigsten Lebensjahres ist eine Anzahl von Freunden und andern mir wohlgestimmten Männern zusammengetreten, um mir durch Ermöglichung einer Neuherausgabe meines vor 41 Jahren zuerst erschienenen Reiseberichts die seltenste Ehrung zuteil werden zu lassen.“ Mit diesen Worten leitete Georg Schweinfurth, der Rektor der deutschen Afrikaforschung, die dritte Auflage dieses Werkes („Im Herzen von Afrika“, Verlag von F. A. Brockhaus, Leipzig) ein, das uns von seiner gerade vor einem halben Jahrhundert unternommenen Expedition ins innerste Afrika und zu noch völlig unbekanntem Völkern berichtet und für die deutsche Afrikaforschung sowohl nach der naturwissenschaftlichen, wie der rein völkerkundlichen Seite hin bahnbrechend wurde. Wer Schweinfurth heute sieht, diesen elastischen, trotz des weichen Haars junglingshaft wirkenden Mann mit den Leben sprühenden dunklen Augen, diesen Mann, der vor dem Kriege noch Jahr für Jahr nach Afrika ging, die Völkerkunde mit immer neuen wertvollen Forschungsergebnissen zu bereichern, wer ihn in den wissenschaftlichen Gesellschaften seine Ansprachen mit wahren Feuerzweigen verteidigen hörte, der konnte gar nicht zu der Vorstellung gelangen, daß Schweinfurth schon die Schwelle des biblischen Alters lange überschritten hat. Wer heut Schweinfurth's frühes Reisebuch liest, der hat durchaus den Eindruck, ein eben erst geschaffenes Buch in Händen zu halten, so frisch und unmittelbar wirkt es, so lebendig und ganz und gar nicht verstaubt, antiquiert ist es in seinen Schilderungen, die oft ein prächtiger Humor erfüllt, so wertvoll und noch durch nichts überholt ist es in seinen wissenschaftlichen Resultaten. Der Grund für diese erstaunliche Frische des Werks liegt darin, daß Schweinfurth nichts durch die Weile einer vorgefaßten Lehrmeinung angesehen hat, sondern alles gleichsam novis mit den eigenen, scharfen, wissenschaftlichen Naturforscheraugen beobachtet; man fühlt heraus, daß hinter allem eine Persönlichkeit und, was noch mehr wiegt, ein großer, gültiger Mensch steht. Unvergängliche Bedeutung für alle Zeiten wird dies „Im Herzen von Afrika“ aber um deswillen haben, weil es uns die erste verlässliche und ausführliche Kunde von afrikanischen Zwergvölkern brachte, jenen „Pygmäen“, von denen schon die Älten, ein Herobot, ein Aristoteles, ein Plinius fabelten, Wunderdinge erzählten, wie unsere Altvordern etwa von Onomen und Kobolden, jenen innerafrikanischen Pygmäen, denen heute eine eifrig betriebene, umfassende Sonderforschung gilt, und die noch immer das dunkelste Problem des dunklen Erdteils bilden.

Schweinfurth lernte dies Zwergvolk der Aka 1870 am Hof des mächtigen Mangbattukönigs Munsu kennen. Schon auf der Reise nordsüdwärts hatten nubische Märchenzähler, die sich rühmten, mit eigenen Augen das Völkchen der unsterblichen Pygmäen gesehen zu haben: „Männchen, die nie über 3 Fuß Höhe erreichen, einen langen, weichen Bart bis an die Knie tragen und, mit guten Lanzen bewaffnet, dem Elefanten unter den Leib schlüpfen und ihn so leicht zu erlegen vermöchten, da er mit seinem Rüssel ihrer nicht habhaft werden könnte“ allerlei Tatsächlichkeiten von den Zwergen berichtet; je weiter der Forscher nach Süden vordrang, um so häufiger stieß er auf die Pygmäenfrage. Im Gebiete der menschenfressenden Mangbattu endlich — nebenbei bemerkt wohl des interessantesten Volks Zentralafrikas, dessen erste Bekanntschaft Schweinfurth uns gleichfalls vermittelt hat — sollte er die Zwerge von Angesicht kennen lernen. „Schon hatte ich mehrere Tage“, schildert er, „in der Residenz des Mangbattukönigs verweilt, und noch immer nicht waren mir die vielbesprochenen Zwerge zu Gesicht gekommen. Da erscholl eines Vormittags lautes Geschrei durch das Lager. Mohammed (einer der Vertrauten Schweinfurth's) hatte einige Pygmäen beim Könige überbracht und schleppte nun trotz seines Sträubens und wilden Gebarens ein seltsames Männchen vor mein Zelt, das hodie auf seiner rechten Schulter, ängstlich hielt es Mohammed's Kopf umklammert und warf scharfe Blicke nach allen Seiten. Jetzt sah es vor mir auf meinem Ehrenplatz, zu seiner Seite der königliche Dolmetsch. Ich konnte nun endlich meine Augen weiden an der handgreiflichen Verkörperung tausendjähriger Mythie, ihn zeichnen und ausfragen. Beides war nicht so leicht getan als gedacht. Ihn vorläufig zum Sitzen zu bringen, war nur dem Erfolge zu danken, den die von mir mit großer Eifertigkeit ausgeführten Geschenke erzwangen. In meiner Angst, es würde sich keine zweite Gelegenheit darbieten, griff ich zu jedem Mittel der Ueberredungskunst. Ich beschenkte den Dolmetsch und bat ihn, dem Fürstentamen doch ja Rat zuzusprechen und ihm Zutrauen zu mir zu erweisen. Was also im Laufe von zwei Stunden geschehen konnte, das geschah: er wurde gemessen, porträtiert, gefüttert, beschenkt und bis zur Erschöpfung ausgefragt.“

Schweinfurth's Besorgnis, keine weiteren Akas mehr beobachten zu können, war glücklicherweise unnötig; er sah, zeichnete und maß noch mehrere, wenn schon es leider zu einem erschöpfenden Studium des Volkes durch die Ungunst der Verhältnisse nicht kommen sollte. Einmal sah er Sanderie von Akakriegern manövrieren. Er hielt sie anfänglich „für einen Haufen übermühter Knaben, die ein Scheingefecht zu meinem Empfange improvisierten, ihre Weile auf mich richteten und mich in einer Weise umschwärzten, daß ich ihre Zudringlichkeit meiner Person gegenüber mindestens für ungemütlich halten mußte.“ Ein junger Akka hat, als Geschenk Marfas, den Forscher anderthalb Jahre auf seiner Rückreise begleitet und wurde so Gegenstand eingehendster Beobachtungen. Schweinfurth's Messungen ergaben, daß keiner dieser Pygmäen an Körpergröße 1,20 Meter überschritt; die Kleinsten maßen sogar nur 1,235 und 1,34 Meter. Er hat als erster auch gewisse Naseneigentümlichkeiten der afrikanischen Zwergvölker — ihre hellere (meist laffenbranne) Hautfarbe, die auffallende relative Länge des Oberkörpers, die auffällige Schulterbreite usw. — klar erkannt, auf die Beziehungen zwischen Akas und Buschmännern hingewiesen und sehr richtig betont: „Nach allem, was ich über die Aka in Erfahrung zu ziehen vermochte, stellt sich heraus, daß dieser Stamm ein Glied bildet in der langen Kette von Zwergvölkern, die, mit allen Anzeichen einer

Urkrasse ausgestaltet, sich quer durch Afrika längs des Äquators hin zu erstrecken ersicht.

Seit jenen ersten verlässlichen Mitteilungen Schweinfurths über die Pygmäen im Herzen von Afrika haben sich unsere Kenntnisse über diese Zwergvölker beträchtlich vermehrt. Wir wissen heute, daß es solche Pygmäen, im Durchschnitt 1,21 Meter (Weiber) bis 1,40 Meter hoch, in vielen Gebieten Zentralafrikas gibt, und wir dürfen ja, müssen wohl verstandesmäßig Beziehungen der einzelnen, von einander oft weit getrennt im Urwald (und nur dort lebenden Zwergvölker annehmen. Am bekanntesten sind von diesen durch die Forschungen des Schweizer Zoologen J. David und später der Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg die Pygmäen des nördlichen Kongobeckens, die sogenannten Bambuti, geworden. Es unterliegt wohl keinem Zweifel" urteilte Schweinfurth weitgehend schon in der ersten Veröffentlichung seines Reiseverkehrs, „daß alle diese Völker zusammengenommen nur als die verstreute Rasse einer im Aussterben begriffenen Urbevölkerung zu betrachten sind, ganz ähnlich wie die Bushmänner in Südafrika, wie das ja ihre zerstreute, inelastisch eingeprengte und von allen Seiten bedrückte Existenz darstellt." Und in der nun vorliegenden Neuausgabe fügt er hinzu: „Diese Rasse bietet uns eine ethnische (völkische) Einheit, gleichviel, auf welchem Wege man sich ihre Entstehung erklären will. Gegen die (von seiten mancher Anthropologen, so namentlich von dem ja alles unter dem Gesichtspunkt des Pathologischen betrachtenden Rudolf Virchow ausgehende) Ansicht, als handelte es sich bei dieser Rasse um eine durch Jugend oder Nahrungsmangel hervorgerufene Verkümmierungsform, spricht, wie auch Fr. Stuhlmann hervorheben hat, ihre weite Verbreitung und die immer mit dem im allgemeinen gleichbleibenden Merkmalen ausgestattete Körperlichkeit. Nichts widerspricht also der Annahme, die Pygmäen seien als Urbevölkerung der afrikanischen Sylva (Urwaldgebiet) zu betrachten und wie diese als ein leberblühendes vorzeitlicher Zustand." Für eine uralte Rasse, ja, vielleicht Urkrasse spricht im übrigen ein höchst auffälliges Merkmal: die Pygmäentaffen zeigen nämlich ein an das Plamhaar menschlicher Embryonen erinnerndes, den ganzen Körper dauernd bedeckendes rotbraunes, wellig-weiches Haarfeld. Dieses Körperhaar, schildert der Mecklenburger Herzog, ist so auffällig, daß die großwüchsigen Regerkämme, die im Urwald zufällig auf ein ihnen unbekanntes, kleines Individuum stoßen, allemal zunächst auf dies Plamhaar zu achten pflegen, um zu wissen, ob sie ein Kind ihres Volkes oder den Angehörigen eines der Giftwaffen wegen ebenso gefährdeten, wie gebakten Pygmäentammes vor sich haben.

Ich nannte oben das Problem der Zwergvölker eines der dunkelsten Afrikas. Es bietet seiner Lösung noch dadurch größere Schwierigkeiten, daß neuerdings auch in anderen Erdteilen ganz ähnliche Pygmäen entdeckt worden sind, so namentlich durch Hagen, Neubaus, Thurnwald u. a. auf Neu-Guinea, daß wir ferner Zwergvölker als zweifelhafte Rasse einer Urbevölkerung auf den Andamanen, den Philippinen und Admiralitätsinseln kennen gelernt haben usw. So ist denn auch schon (durch W. Schmidt, 1910) der Versuch gemacht worden, alle diese Pygmäen zu einer ursprünglichen, anthropologischen Einheit zusammenzufassen, die als eine Art von fröhllicher Vorstufe der heutigen Menschheit aufzufassen wäre. Kollmann vollends hat (1901—1903), wie ich an dieser Stelle schon einmal ausführlich auseinandersetzte, die Anschauung zu begründen versucht, daß die Pygmäen einer früheren Bildungsform der Menschheit angehören und von den hochgewachsenen Rassen durchaus zu trennen wären, wobei er sich einmal auf gewisse prähistorische Skelettfunde (Schweizerthal, Chamblaudes usw.), jedoch aber auf die unbestreitbare Tatsache stützen konnte, daß wir aus der Entwicklungs-geschichte der Säugetiere eine Reihe von Beispielen (Pferde, Kamele usw.) kennen, denen zufolge große Formen aus kleinen hervorgegangen sind.

Man sieht also, das Pygmäenproblem, das Schweinfurth als erster mit dem Neuzug wissenschaftlicher Beobachtung und eindringender Begründung aufs Tapet gebracht hat, gehört heute zu den meist umstrittenen und schwierigsten, in das dunkle Gebiet der Urgeschichte hinabsteigenden Mästel der Menschenskunde. Schweinfurth selbst hat vielfach später noch zu seiner Lösung beizutragen versucht, wie es denn fast kein Gebiet naturwissenschaftlicher Forschung gibt, auf dem dieser kluge Feuergeist sich nicht mit heissem Bemühen um die Wahrheit ver sucht hätte. Die Botanik, die Zoologie, die Anthropologie verbanden ihm wie die Erd- und Völkerkunde gleichwertige Erkenntnisse. Eine ungeheure Fülle von Wissen ist in seinen fast ein halbes Tausend zählenden Arbeiten aufgestapelt und lebendig.

Kinderland.

Ein Gespräch.

Er: Der Lärm der Kinder! Diese Verrohung überhaupt!
Ja: Ja, es sind ihrer viele heimatlos geworden.
Er: Sie mißverstehen mich, ich meinte —
Ja: Ja, viele sind heimatlos geworden, da sich vor ihnen die Pforten des Himmelreichs schlossen, das ihre Heimat war.
Er: —?
Ja: Es gibt ein köstliches Wort in unserer Sprache, das Kind und Kindeswelt umschließt: Kinderland. Das ist die Heimat der Kinderseelen, ihre glücklich, sorgensfreie, bitterkeitsferne unschuldsvolle Welt, in der die Hoffnung blüht und die wunderbarsten reinsten Empfindungen reifen. Daraus sind die meisten Kinder vertrieben worden, sind nun Vaganten, deren Sehnen und Freuen durch eine Wüste flieht.
Er: Sie entschuldigen aber sehr leicht —
Ja: Wer fehlte, daß ich entschuldigen möchte? Vermögen Sie einen Menschen, den man entwürzelte, ihn aller Möglichkeiten beraubte, seinen Gärten an Glücksmöglichkeiten zu pflanzen, zu richten? Ja nicht. Insbesondere, wenn es die Seelchen gilt, den kühnsten Reichtum des denkenden Menschen.
Er: Wer Sie als Neomalthusianer so sprechen hörte.
Ja: Ach so, Sie verneinen, daß ich als solcher die Kinder nicht lieben könnte?
Er: Ja, denn sonst —
Ja: Würde ich selbst Kinder mein eigen nennen! Und ob ich die Kinder liebe! Sie erwähnten vorhin den Lärm, den ich nicht vernahm. Aber ich sah mit den Augen des Liebenden. Ich sehe dort die kleine Gruppe der angeblich lärmenden tanzenden Mädchen. Das alte Spiel: „Mariähen sah auf einem Stein!“ Betrachten Sie nur die Kinder. Das sonstige Glänzen, wie sich die Körperchen elastisch und doch so überaus zierlich biegen. Die Augen erschauen Wunder, da sie nun auf das vorgekaupte Brinzeblein in ihrer Mitte blicken. Ein Stück Kinderland — leider ein zu kleines —, in dem die Kinder das Glend des kalten Lebens vergessen.
Er: Sie werden geradezu poetisch!
Ja: Ist das Kind nicht Leben geworden Roesie? Liegt darin nicht das große Rätsel der klingenden Sehnsucht, die durch unsere Seelen flieht, und die Vermunft und das kühle Erwägen bedrängt? So, wir alle, die wir unter der Verantwortung über das Kind zittern, beachten nicht das Schweben der Satten, indem man uns Lebensverneiner und Kinderfeinde heißt. Aber wir lauschen schmerzlich dem leisen nie verstummenden Werben, das uns im Kinde den größten Reichtum des Lebens verspricht.
Er: Und doch die Verneinung?

Wo immer ein neues Problem auftauchte, zu dessen Lösung die intime Kenntnis seines geliebten Afrika beitragen konnte, da hat er es mit Eifer aufgegriffen. So verdankt ihm neuerlich beispielsweise die Feingeistliche Forschung wichtige Aufschlüsse, muß er als der beste Kenner der Steingeist Afrika gelten, die allgemach mit der Europas durch gebelme, aber darum nicht minder feste Fäden verquickt erscheint. Im Herzen von Afrika wuch aus dem jungen Nigenscher Botaniker der große Naturforscher und Völkerkundler, in diesem Werk ist schon der ganze Schweinfurth bechlossen, und darum konnte und der Rektor der deutschen Afrikaforschung kein schöneres Geschenk zu seinem achtzigsten Geburtstag machen als die Kronekronegabe dieses noch heute in gleicher Frische strahlenden Werkes „Im Herzen von Afrika“.

Die Lebenden in der Nationalgalerie.

Jetzt ist auch der zweite Cornelius-Saal, an dessen Wänden früher große, farblose, monumental beabsichtigte, aber in der linearen Abstraktion herabgelebene Karlens, Erinnerungen an Weltvorgänge, aber keine lebendigen Geschehnisse zu sehen waren, in eine Stätte der Gegenwart und darüber hinaus in ein räumliches Weltmoment von wirksamer, uns nahekommenen, uns erfassenden Kraftigkeiten verwandelt worden. Ein Kunstwerk lebt, solange es wirkt. So bewertet, war Cornelius zum mindesten sterblich geworden. Wir wollen nicht sagen, daß die Meister, denen er nun weichen mußte, ein höheres Alter erreichen werden, als ihm zuteil geworden ist; aber jetzt sind sie die Stärkeren. Und mehr noch als sonst gilt in der Kunst: heute ist heute. Und auch die andere Wahrheit ist richtig: was heute lebt, wird morgen nicht gestorben sein. Und gerade dieser Maßstab ist der Maßstab des Museums. Ihn zu finden, ihn zu handhaben, ist die besondere Kunst eines Museumsleiters. Die neuen Erwerbungen der Nationalgalerie, die in dem verwandelten Cornelius-Saal hängen, bestätigen, daß der Direktor Justi solche besondere Begabung in einem immerhin anerkennenswerten Grade besitzt.

Es ist ein seltsamer Eindruck, zu sehen, wie fugen die Kunstgeschichte wächst. Hier haben wir nun vor uns dreißig, vierzig Werke, von denen Justi annimmt, daß sie sich halten werden, daß sie nicht von heute auf morgen veralten und daß sie nach fünfzig, nach hundert und nach zweihundert Jahren noch feingeistig, wie und was die deutsche Malerei im ersten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts empfunden hat. Sekunden, die in die Ewigkeit hinübergeettet werden. Man kann nachfühlen, welchen Reiz es ist, ein einzelnes Gemälde herauszuwählen und zum Zeugnis für eine ganze Generation zu können. Auch in solcher Arbeit bewahrt sich etwas Schöpferisches. Nun könnte man vielleicht tadeln, daß Justi offenbar absichtlich mittlere Werte herausgesucht hat, daß heißt Stücke, die nicht mehr unmittelbar hind von der Geburtswehen der Revolution, Stille, die sich bereits am Widerstand abgekühlt haben. Es ist nicht notwendig, daß er hierzu nur durch die besondere Kaufpolitik, die er schon im Hinblick auf die ihm beigegebene Kommission anwenden muß, veranlaßt worden ist; auch die Erfahrung, daß das Abgekühlte meist länger lebt als das Stürmische, kann ihn zu solcher Wahl bewogen haben. Man kann jedenfalls meist zustimmen und mit diesem Sammlungsleiter glauben, daß die hier vereinten Arbeiten der neuen Kunst sich für längere Zeit lebendig erhalten werden.

Die eigentlichen Meister haben in der Nationalgalerie bereits ihre Kabinette: Mengel, Mecklin, Maxepp, Klingner, Liebermann. Jetzt sind hinzugekommen zwei neue Arbeiten von Siebot, die zusammen mit dem großen Don Juan diesen dramatischen Impressionisten horrefällig vorführen. Die kleine „Traubennbahn" ist eine jener Bilder, das in der Form eines Augenbildes das Leben eines ganzen Zeitalters zusammenfaßt. Hingehommen sind Corinthe, Kardoff, König, Burmann, Kochler, Kurt Hermann, Ulrich Hüner, Prodhafen, Joedel, Klein und Glorinbach. Außerdem mit Zeichnungen: Voeckel, Goul, Voll, Raun, Kolbe und Orffl. Man sieht, es sind dies alles Künstler, die uns durch sonstige viele Ausstellungen längst vertraut sind. Nicht Entdeckungen, sondern Ergebnisse. Arbeiten, die typisch sind, sowohl für ihre Meister wie für das Temperament der Zeit. Man sieht bei Corinthe die Lust am Fleiß, gebündelt durch jenen Reiz von akademischer Schwerefertigkeit, der für diesen Maler heute noch ist. Das Portrait, das Kardoff von seinem Vater gemalt hat, gehört ohne Zweifel zu den besten Arbeiten dieses Künstlers: ein Klug aus grün, schwarz und grau. Auch Leo von König hat nur wenig gemacht, was wertvoller ist als dieses Doppelbildnis, mit dem zugleich der tugendlichen ausgeföhrenen Bohème ein melancholisches Denkmal gesetzt worden ist. Die durchwühlte und Stammweiche Landschaft von Prodhafen erschöpft dieses Malers anatomische Weichheit; die Landschaft von Kochler ist wie die besten Impressionen dieses Irischen Wanderers von Lichtem Grün durchweht. Ulrich

Gabner ist sogar ungewöhnlich gut vertreten, und Kurt Hermann konnte kaum besser angewählt werden. Ariur Kampf aber kann dem Direktor Justi herzlich dankbar sein, daß der kranke ritz-Abade, ein Bild, das weitaus zu seinen besten gehört, in dieser Schau des Lebendigen Aufnahme gefunden hat. M. R.

Künstler-Theater: „Der Hutmacher Sr. Durchlaucht“

Gustav Luedenfeldt und Theo Dalton haben nur ein Resultat gezeitigt, das selbst bei den heutigen beliebten Ansprüchen auf Komik sich mit bestem Willen nicht mehr als Possen oder Edward Lubrizieren lieg. So taufen sie es „Poffkost". Einer jener beliebten holerischen Wiedererinnerer mit gutem Kern und rauher Schale, Hutmacher seines Zeichens, gerät, als ihn ein Lakai den in Paris gefertigten Zylinder seines Herrn zum Aufhängen überbringt, ob des ausländischen Erzeugungsortes in patriotische Borneswandelungen, um dann zu erfahren, daß die anfängliche Kopfbefeldung Durchlaucht selbst gehöre und nun noch menschlichem Ermessen an den so lang erstrebten Hoflieferantentitel nicht mehr zu denken sei. Der wackere Bürger ist untröstlich. Auch die letzten Worte von Verstand kommen dem Eingängigsten abhanden. Jedenfalls geht er auf den geistvollen Vorschlag des Geistes, der das schöne Respektbürgerchen umwirbt, ein und tauscht mit ihm die Kleider und Legitimationspapiere. Da auch gerade der Krieg ausbricht, wird der verliebte Jüngling auf des Meisters Namen eingezogen und lernt, nachdem er zur Erweiterung des Substanz als Unteroffizier in der Kaserne zunächst genügend Konfusionen angestrichelt, zuletzt als ordnungsmäßiger Krieger heim, was ihm des Bräutigam und dem tüchtigen Schwiegervater die Hoflieferantwürde einträgt. — Indes die verdrüßliche Debe dieser Erfindung wurde durch stot melodiöse Couplets und Tanzduetts des Komponisten S. n. a. g. g. und auch die Aufführung leitete, in oftmals angenehmer Weise unterbrochen. Wirkliches Vergnügen bereitete da die neidisch anmutige Natürlichkeit des Fräulein Charlotte Wö d. l. n. Auch die anderen Rollen waren durch die Herren Wobdler, Wolkauer, Bergmann und durch Mia v. Puttkamer ansprechend vertreten. Die Musiknummern wurden alle Dararo verlangt. dt.

Das wandernde Geschoß.

In der „Münchener Medizinischen Wochenschrift" teilt Stabsarzt Dr. Ernst Steinig einen Fall von Geschoßwanderung mit, bei dem das Geschoß im Körper einen weiten Weg zurückgelegt hat, ohne lange Zeit hindurch härtere Störungen zu verursachen, während es von dem Betroffenen doch gut beobachtet werden konnte. Am 20. August 1914 war ein Gezeirer im Liegen gerade vor dem linken Schultergelenk vor einem Infanteriegeschoß getroffen worden. Ein Ausschuß war nicht vorhanden, die kleine Einstichöffnung heilte in einer Woche glatt, während von dem Geschoß nichts zu bemerken war. Wegen einer gleichzeitigen Schrapnellverwundung am Fuß blieb der Betroffene längere Zeit im Lazarett. Im Jahre 1915 kam er wieder ins Feld. Besonders beim Marschieren mit Gewehr verspürte er Schmerzen in der linken Brustseite. Im folgenden Jahre war die schmerzhafteste Stelle weiter nach hinten gerückt; als er im Herbst dieses Jahres als Urlauber einen weiten Weg zur Bahn marschieren mußte, konnte er den Tornister kaum tragen, weil die Mitte des Rückens sehr druckempfindlich war. Am Schluß dieses Jahres war der schmerzhafteste Punkt weiter nach unten gerückt, so daß der Tornister keine Beschwerden mehr verursachte. Im November 1917 meldete er sich im Revier wegen Schmerzen in der rechten Gesäßgegend, die seit einem halben Jahr bestanden sollten. Unter der geröteten Haut befand sich eine haselnußgroße Schwellung, die ganz den Eindruck eines frisch entzündeten Furunkels machte. Nach dem Einschnitt fand eine Eiterentleerung statt. Beim Verbandwechsel am nächsten Tage kam in der Tiefe der Wunde ein schwarzer harter Körper zum Vorschein, der sich mit der Pinzette ziemlich leicht herausziehen ließ. Es war ein französisches Infanteriegeschoß, das mit der stumpfen Seite nach unten gelegen hatte; es war vollkommen von einer schwarzen Erdbirdicht überzogen und bis auf die etwas umgebogene Spitze ganz in der ursprünglichen Form. Das Geschoß war also offenbar bei der Verwundung nur in die Weichteile der Schulter einge drungen und hatte den Weg von dort außerhalb des Brustkorbes bis zum rechten Gesäß allmählich im Laufe von 3 Jahren zurückgelegt.

Notizen.

— In der Treptow-Sternwarte finden Sondervorträge zu halben Kassenspreisen statt. Montag, Donnerstag, 6 Uhr, Dienstag, 7 Uhr: „Wohnbarkeit der Welten", Mittwoch, 6 Uhr: „Bilder aus dem Harz, Thüringen und dem Riesengebiet" (Kin.). — Im Nachlaß Hermann Effig sind ein Lustspiel „Kähi", eine Tragödie „Mira" und ein Roman noch ohne Titel gefunden worden.

Ja: Ja... Aber wenn ich Kinder um mich spielen sehe, lachendes Leben mir entgegenwelkt, dann —

Er: Also zwei Seelen in der Brust?

Ja: In uns allen ruht eine bestimmte Sehnsucht nach dem Schönen, nach dem Natürlichen und Reinen. Auch nach dem Kinde. Es wäre trübsüchtig, dies zu leugnen. Aber vielleicht ist diese Erklärung unvollkommen. Besser ist es, wenn man diese Sehnsucht aus einem weiteren Begriff ableitet, als ihn das Kind darstellt. Die Sehnsucht gilt nicht dem Kinde allein, auch dessen keiner Welt —

Er: Dem Kinderland?

Ja: Ja, wenn Sie auch spotten! Mag sein, daß die Erinnerung mitteilt, daß die eigene Kinderzeit nicht oder das natürlich Schöne und Reine des unentweiblichen Menschlichen, das im Kinde liegt. Die Sehnsucht besteht, aber leider auch die Verunft, die uns sagt, daß das soziale Gewissen stärker sein muß als das Gefühl und die Liebe zum Kinde.

Er: Liebe?

Ja: Ja. Wollten Sie schon forschend in das Leben kinderloser Paare? Betrachten Sie die Züge, wenn eine holde Kindersehne sich darbietet, in ihrer taurischen Lieblichkeit verwirrend und berückend. Und die entsetzten Frauen? Ahnt man denn, welche quälenden Stunden sich den Frauen nähern, in der sie die Rufe ihrer Seele unterdrücken und in dem stets in ihnen lebendem Hoffen und Erwarten der reisenden Mütterlichkeit die Sehnsucht nach dem Kinde überwältigend empfinden? Ja, jeder Mensch trägt zwei Seelen in der Brust. Auch der Neomalthusianer. Aber vielleicht ist dieser Kampf der beiden Seelengewalten notwendig, um die Entschlüsse des siegenden Teiles zu stärken und lebensfähig werden zu lassen. Aus dem Kampffelde aber blüht die Blume der reinsten und verstehenden, oft auch der helfenden Liebe der Kinderlosen zu dem Kinde.

Er: Und trotzdem ersieht man in Ihren Kreisen nicht die Gefahr, die durch eine Entvölkerung droht, hervorgerufen durch die Furcht vor materiellen Erbschwernissen? Ja, der Neomalthusianismus ist nicht nur eine Feigheit, sondern auch eine Liebesleere —

Ja: Die alten Sätze, mit denen man eine fruchtbarer Bevölkerungs politik treiben will. Nennen Sie aber dabei nicht die Liebe. Die Liebe zum Kinde ist eine Gabe des Lebens an einen jeden Menschen. Gebildete vermögen für sie schöne Worte zu finden, bei den anderen lebt sie unausgesprochen im Innern. Und es ist bezeichnend, daß man in den übermoralischen Apellen an das Pflichtgefühl nie die verborgene Sehnsucht jener heraus hört, die vor der Schöpfung des Kindes zurückzusehen. Fragte je einer dieser Staatsreiter nach dem Empfinden von Männern, denen das Streicheln eines Kinderköpfchens eine

feine Freude bedeutet, während sie ein fliegendes, hungerndes Kind zum Revolutionär wandelt? Ueberdachte je einer die Seelenkämpfe der betwächt kinderlosen Frau? Stellen Sie sich eine Frau vor, die den sonnenübergeffenen Kinderreigen dort betrachtet? Erinnerung an die eigene Jugend, drängende Mütterlichkeit und die reichströmende angeborene Liebe zu dem Kinde — wer vermag die Macht des heimlichen wehsüßigen Todens zu ahnen, mit dem die Liebe zur Verfürperung ruft?

Er: Und in der Wirklichkeit?

Ja: Sehen wir klaren Blickes, daß unsere Kinder wie viele andere, denen der Besitz der Eltern nicht das Kinderland ermöglicht, daraus vertrieben bleiben müßten. Nein, das nicht. Das sollen sie nicht. Soll ich Ihnen darüber mehr sagen? Dann wandern Sie durch die Straßen, aber sehend — und fühlend. In meiner Nähe ist eine Volksküche. Ueberzeugen Sie sich von dem Kinderland der Allzuvielen. Gehen Sie in die Unterstandlosenshalle oder bieten Sie den Kindern auf der Straße ein Stückchen Brot an. Die Augen verraten Ihnen dann vieles — und die gierig zusammengekrampften Händchen. Oder lesen Sie die Schlafstberichte, die —

Er: Glend und Not werden immer sein.

Ja: Vielleicht, ich glaube aber nicht daran. Ich denke vielmehr, daß jedes Ding begrenzt ist. Uebrigens können wir ja warten.

Er: Wie?

Ja: Ja und jene anderen sowie deren Epigonen, die sich Seelchen ohne Kinderland nicht denken wollen, also beides vereint oder gar nichts.

Er: So denken Sie, aber die vielen ändern —

Ja: Warum einen solchen schlechten Trost wählen? Tragen Sie nicht die tiefinnerste Ueberzeugung in sich, daß nur Menschen wie ich auf die Zukunft vertrauen dürfen, daß meine Anschauung ein Korallenriff ist, das in unendlicher Fruchtbarkeit sich vermehrt und gigantisch wächst. Ja, täuschen Sie sich nicht wie die anderen, die nur die Statistik immer wieder wachruft? Wir und unsere geistigen Nachfolger wollen nicht Kinder ob ihrer feilschen Heimatlosigkeit der Verrohung geziehen hören. Und wir wollen lieben und uns freuen, nicht fliegen — und berenen.

Er: Alle Schlagwörter!

Ja: Die aber stärker sind als gewisse neue. Uebrigens streiten wir nicht. Gedenken Sie in zehn Jahren meiner Worte vom zerstörten Kinderland und vergleichen Sie dann die Geburtsziffern mit denen vor zehn Jahren. Vielleicht werden Sie dann erkennen, wie die Liebe zum Kinde furchtbar sein kann — als Rächerin des sterbenden Kinderlandes.